

# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zur  
Wildbader Chronik.

N. 14. 1887

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

1.

(Nachdruck verboten.)

Auf einer kleinen Wiese mitten im Walde lagerte eine lustige Gesellschaft. Der Ort schien für ein gefelliges Beisammensein geschaffen zu sein, ringsum standen hohe Bäume mit dichten Laubkronen; es lag sich so schattig und kühl auf dem weichen Rasen, und die Stille des Waldes wurde durch kein anderes Geräusch unterbrochen, als durch das heitere Lachen der meist jungen Leute und das Klingeln der Gläser.

Die Gesellschaft bestand nur aus wenigen Personen: aus dem Steinmetzmeister Andreas Harport, einem Manne von ungefähr fünfzig Jahren, der den achtzehnten Geburtstag seiner einzigen Tochter Meta feierte; aus dem Geburtstagskinde, aus deren Freundin Lotte Wild, deren Verlobten, dem jungen Arzt Doktor Hippold, aus dem ungefähr dreißig Jahre alten Ingenieur Wilhelm Hercher und dem jugendlichen Bildhauer Hermann Dankmann. Letzterer besaß eine große, fast hünenmäßige Gestalt, sonst aber erschien Alles an ihm fast weiblich: sein braunes Haar war wellig gelockt, sein Teint zart, seine Wangen rötheten sich leicht und auf seiner Oberlippe hatte sich trotz seiner vierundzwanzig Jahre noch kein Bart entwickelt. Seine Stimme war weich und biegsam, seine Augen blickten unschuldig heiter und selbst seine Hände hatten sich eine mädchenhafte Weichheit bewahrt, obschon sie den ganzen Tag den Meißel und Hammer handhabten. Dankmann war ein sehr fleißiger und sehr begabter Künstler, der trotz seines weichen Charakters nur herkulesartige Gestalten und Widwen meißelte.

Harport hatte in reichlicher Weise für treffliche Verpflegung und Wein, wobei auch der Champagner nicht fehlte, Sorge getragen, er selbst liebte den Wein, und wer die große und kräftige Gestalt mit dem leicht gerötheten Gesichte ansah, der begriff, daß er sich vor einigen Flaschen schweren Weines nicht fürchtete, und daß er alle leichteren Sorten bis in's Unendliche vertragen konnte. Er war am Rhein geboren, behauptete scherzend, mit Rheinwein getauft zu sein und konnte im Ernst versichern, daß er seit langen Jahren seinen Durst mit keinem anderen Stoffe als mit Rheinwein gelöscht habe.

Er war ein thatkräftiger Mann, das Glück war ihm hold gewesen und hatte ihm zu einem nicht unerheblichen Vermögen verholfen; dabei huldigte er dem Grundsatz: leben und leben lassen; er war gutmüthig, aber auch eigenfönnig und selbst trotzig hart, wenn etwas gegen seinen Willen lief.

Er liebte seine Tochter Meta, deren Mutter er schon seit Jahren verloren hatte, auf das Innigste und ließ es sich heute nicht nehmen, sie immer auf's Neue wieder hochleben zu lassen. Seine kräftige Stimme hallte jedesmal dabei laut im Walde wieder. Wer ihn freilich näher kannte, der wußte, daß er das Hoch nur ausbrachte, um sein Glas jedesmal mit gutem Grunde bis auf die Reige leeren zu können. Er spottete dabei scherzend über den jungen Arzt, der sein Glas kaum zur Hälfte austrank, über den jungen Ingenieur, der weit tiefer in die Augen seiner Braut, als in das Glas schaute, und nur der junge Bildhauer genügte ihm, denn derselbe trank und trant und lächelte dabei immer unschuldig wie ein junges Mädchen.

„Wo er nur bleibt!“ rief Harport endlich ungeduldig, nachdem er sich bereits wiederholt umgesehen hatte.

„Wen erwarten Sie noch?“ fragte Hercher, eine große, schlanke Gestalt mit blonden Haaren, blondem Vollbarte und leicht geröthetem Gesichte.

Er gehörte zu den Menschen, die für den ersten Augenblick einnehmen, die man hübsch nennen muß, die jedoch mehr und mehr verlieren, je näher man sie kennen lernt. Er war äußerst gewandt in seinem Benehmen, freundlich und zuvorkommend gegen Jeden, und doch lag in seinen wasserblauen Augen häufig etwas Kältes und Starres. Die Meisten, die ihn kannten, rühmten seine Gefälligkeit und Klugheit, und er war in der That sehr klug. Trotz seiner Jugend hatte er bereits

eine sehr einträglich und einflußreiche Stellung als Ingenieur bei einer Eisenbahn.

„Wen ich erwarte?“ rief der Steinmetzmeister laut. „Den Polizeikommissär Rudolph Eschbach. Er hat mir versprochen, heute zu kommen, aber ich weiß schon, daß man sich auf die Polizei wenig verlassen kann — der Dienst — der Dienst! Ich freue mich jeden Tag, daß ich kein Polizeibeamter bin, ich bin wenigstens mein eigener Herr!“

„Seit wann ist Herr Eschbach Polizeikommissär?“ warf Hercher lächelnd ein.

„Seit heute Morgen,“ gab Harport zur Antwort. „Seine Ernennung zum Kommissär hat Viele überrascht, denn er ist noch sehr jung. Er verdient die Beförderung indessen, weil er ungemein thätig ist und einen feinen Kopf besitzt. Schon seit längerer Zeit sind ihm stets die schwierigsten Aufgaben zuertheilt worden und er hat alle glücklich gelöst.“

Hercher zuckte leicht hin mit der Achsel.

„Ein glücklicher Zufall thut gewöhnlich das Meiste,“ bemerkte er. „Außerdem begehen die meisten Verbrecher irgend eine Thorheit, die sie verrathen muß.“

„Und diese Thorheit zu erkennen, dazu gehört eben ein feiner Kopf!“ rief Harport eifrig, denn er kannte den, von welchem die Rede war, seit Jahren und hatte ihn gern.

„Lupus in fabula!“ rief der junge Arzt lachend, denn in diesem Augenblicke trat Eschbach hinter einem Busche hervor auf die Wiese. „Eschbach, Sie haben viel nachzuholen, denn ich bin Ihnen mindestens vier Flaschen voraus!“ rief der Steinmetzmeister dem Kommenden lachend entgegen.

Hercher ließ über Meta's Gesicht einen flüchtigen Blick hinschweifen und es entging ihm nicht, daß ihre Wangen sich färbten, als sie den Nahenden erblickte.

„Ich werde Alles nachholen,“ erwiderte der Kommissär, indem er zu der lustigen Gruppe trat und die ihm zum Gruße entgegen gestreckten Hände erfaßte.

Er war ein mittelgroßer, fast schwächlicher Mann von etwa achtundzwanzig Jahren. Das feingeschnittene, blasse Gesicht war kaum hübsch zu nennen, allein es gewann ungemein durch ein paar große und dunkle Augen. Wenn es ganz ruhig war, lag ein Ausdruck der Ermüdung darauf, sobald die Augen indessen einen Gegenstand erfaßten, sobald der Mund sich zum Sprechen öffnete, kam Leben in jeden Zug und dann verriethen die ungemein leicht beweglichen Brauen und ein fast scharfer Zug um den Mund einen schnell entschlossenen und festen Charakter.

Von den Gelagerten war nur Hercher aufgesprungen.

„Ich habe Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen!“ rief er, Eschbach die Hand entgegenstreckend. „Ihre Ernennung zum Kommissär hat mich ebenso überrascht, wie sie mich erfreut hat.“

„Glauben Sie ihm nicht — glauben Sie ihm nicht!“ fiel Harport lachend ein. „Er hat soeben behauptet, Sie könnten nichts ausrichten, wenn Ihnen nicht ein glücklicher Zufall und die Thorheit der Verbrecher zu Hilfe kämen.“

Ueber Hercher's Gesicht glitt nur ein ruhiges, überlegenes Lächeln hin.

„Nicht ganz so habe ich es gesagt,“ bemerkte er, sich an Eschbach wendend. „Ich habe nur behauptet, daß selbst die schlauesten Verbrecher irgend eine Thorheit begehen und sich dadurch selbst verrathen.“

„Sie haben vollkommen Recht,“ sprach Eschbach. „Dem Zufalle verdanke ich sehr viel und noch mehr der oft unbegreiflichen Unvorsichtigkeit der Verbrecher. Selbstverständlich muß man sich ein möglichst genaues Bild des Verbrechens machen und etwas vertraut sein mit der Psychologie der Verbrecher.“

„Ist dieselbe eine besondere?“ fragte der Ingenieur.

„Gewiß. Ich habe bis jetzt wahrgenommen, daß kein Verbrecher in der Aufregung, in welcher er die That begeht, logisch denkt und handelt. Sein Geist macht stets Sprünge, und diese Sprünge zu erforschen halte ich für die Hauptaufgaben eines guten Polizeibeamten.“

Hercher schien einen Augenblick lang nachzudenken.

„Und wenn der Verbrecher nun nicht aufgereggt ist, wenn er die That begeht?“ warf er ein. „Wenn Alles das Werk der ruhigsten und besonnensten Ueberlegung ist?“

„Eine solche That habe ich noch nicht kennen gelernt,“ entgegnete der Kommissär, indem er das ihm von Harport dargereichte Glas leerte und sich neben Meta niederließ.

„Kommissär, erzählen Sie Hercher die letzte Aufgabe, welche Ihnen gestellt war, und die Sie so glücklich gelöst haben!“ rief Harport.

„Es würde Sie nur langweilen,“ meinte Eschbach; da jedoch auch Hercher und die Uebrigen ihn baten, zu erzählen, so berichtete der Kommissär diesen schwierigen Kriminalfall, bei dem es ihm gelungen war, einen Raubmörder zu entlarven und in diesem zugleich den Thäter eines schon lange zuvor geschehenen Postdiebstahls zu entdecken. Hercher hatte äußerst gespannt zugehört und mehrfach Bemerkungen eingeworfen, welche darthaten, was er im betreffenden Falle an des Kommissärs Stelle geargwöhnt und gethan haben würde, und jedesmal bestätigte Eschbach, daß seine Vermuthungen richtig gewesen.

Als der Kommissär endlich zu Ende war, fragte Hercher: „Für diese That sind Sie zum Polizeikommissär ernannt worden?“

„Ja.“

„Nun, dann ist endlich ein Verdienst würdig belohnt,“ fuhr der Ingenieur fort. „Seien Sie versichert, daß sich Niemand mehr darüber freut wie ich. Kommen Sie, stoßen Sie an!“

Die Gläser klangen aneinander, und Harport rief ein lautes Hoch auf den jungen Kommissär in den Wald hinein.

„Nun wollen wir nicht ruhen, so lange noch in einer Flasche ein einziger Tropfen enthalten ist!“ fügte er heiter hinzu.

Harport hatte sich mit Hercher verbündet, um den jungen Bildhauer zu berauschen, unausgesetzt tranken sie ihm abwechselnd vor. Dankmann wußte um die gegen ihn gerichtete Verschöbzung, ruhig, mädchenhaft lächelnd trank er mit, noch war indessen auf seinem Gesichte nicht die geringste Spur, daß der Wein ihn erregte, zu entdecken.

Eschbach unterhielt sich mit Meta so lebhaft, daß Beide nicht wahrnahmen, wie das Auge des Ingenieurs öfter flüchtig prüfend und beobachtend über sie hinglitt. Eschbach verkehrte seit Jahren in Harport's



Elephanten im Bade bei Agra. (S. 56)

Hause, er hatte Meta fast aufwachsen sehen und lange Zeit hatten Beide auf einem halb scherzenden Kriegsfuße gestanden. Sie waren selten im Stande gewesen, sich über eine Ansicht zu einigen, und Harport nannte sie scherzend: „Die Feindlichen.“ Dies Verhältniß hatte sich indessen schon seit geraumer Zeit geändert, Meta war zur Jungfrau erblüht, und Eschbach hatte nicht mehr gewagt, mit ihr wie früher zu scherzen.

Meta war eine hübsche, ja fast schöne Erscheinung. Ihr Gesicht war fein geschnitten; ihre großen braunen Augen blickten kindlich unschuldig und doch mit einem Hauche zurückhaltender Hoheit. Sie vermochte ausgelassen lustig zu sein, allein nie überschritt sie eine gewisse Grenze, die ihr nur durch ihr Gefühl angegeben werden konnte. Sie galt bei vielen Herren für stolz, weil sie sich stets zurückhaltend zeigte, und doch war sie nicht stolz.

Ihre geschwungenen, leicht beweglichen Brauen, ein leise trotziger Zug um den hübschen Mund verriethen, daß sie den festen und oft eigenwilligen Sinn ihres Vaters geerbt hatte. Ihr Charakter hatte dadurch an Festigkeit und Selbstständigkeit gewonnen, daß sie seit Jahren, seit dem Tode ihrer Mutter auf sich selbst angewiesen gewesen war.

Wiederholt hatte sie einen halb ängstlichen und halb bittenden

Blick auf ihren Vater geworfen, weil derselbe zu laut wurde. Harport bemerkte diesen Blick jedoch nicht, er hatte Hercher und den jungen Bildhauer vollständig in Beschlag genommen, trank ihnen zu, erzählte ihnen mit lauter Stimme die tollsten Geschichten und versicherte alle fünf Minuten, daß er seit Jahren nicht so lustig gewesen sei und daher glücklich wäre, wenn er die ganze Menschheit trunken machen könnte.

Meta erhob sich.

„Wohin wollen Sie?“ fragte Eschbach.

„Ich will unter den Bäumen dort etwas Ruhe suchen und Luft schöpfen — hier wird es sehr laut.“

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte Eschbach.

Meta zögerte mit der Antwort, sie hatte wirklich das Verlangen, allein zu sein, da streifte ihr Blick zufällig Hercher's Gesicht; er hatte die Frage des Kommissärs offenbar gehört und lauschte auf ihre Antwort.

„Ja, kommen Sie,“ bemerkte sie ziemlich laut.

Eschbach sprang auf, über seine Wangen glitt eine leichte Röthe der Freude; er hatte Meta seit langer Zeit nicht allein gesprochen, und sein Herz hatte ihr doch so viel zu sagen. Er liebte sie. Es war noch nicht lange her, seitdem seine Liebe ihm vollkommen klar zum Bewußt-

sein gekommen war, jetzt wußte er aber, daß er Meta schon vor Jahren geliebt hatte. Der neidende Krieg zwischen ihnen war nichts weiter gewesen, als ein Schild für ihre Herzen, die ihre wahre Empfindung nicht zu zeigen wagten.

„Mein Vater ist heute sehr lustig,“ sprach Meta, nachdem sie eine Minute lang schweigend neben einander hingeschritten waren.

„Gönnen Sie es ihm,“ entgegnete Gschebach. „Aus jedem seiner Worte tönt mir ein Klang des Glückes, weil heute Ihr Geburtstag ist; so wie heute habe ich ihn seit langer Zeit nicht lachen hören. Seit Monaten habe ich fast befürchtet, daß er seinen heiteren Sinn verloren habe.“

„Sie wissen, was ihn verstimmt und bedrückt hat?“ warf Meta ein.

„Ich weiß es. Ich kann Ihrem Vater nicht Unrecht geben und doch treibt es mich, als Anwalt für Ihren Bruder aufzutreten. Ihrem Herzen gegenüber habe ich nicht nöthig, ihn zu verteidigen, aber auch Ihrem Verstande gegenüber muß ich ihn in Schutz nehmen. Ernst ist leichtsinnig gewesen und hat vielleicht das, was die Menschen Glück nennen, verschert, aber können Sie ihn deshalb verdammen?“

„Ich verstehe ihn nicht mehr,“ erwiderte Meta halb ausweichend.

„Ich danke Ihnen für dies Wort, denn es klingt mir aus ihm ein Hauch der Versöhnung und Milde entgegen. Sie verzeihen ihn nicht. Glauben Sie, daß sein Leichtsin der Ausdruck seines Willens ist? Er ist nur die Folge seines jugendlich heißen Blutes, die Folge seiner Erziehung, die ihm fast nie Schranken gesteckt hat und nun mit einem Male ihm einen Zaum anlegen und denselben schroff anziehen will.“

„Ich weiß, daß mein Vater zu nachsichtig gegen ihn gewesen ist.“

„Zu nachsichtig und dann wieder zu streng, ich kann mir beides erklären.“

„Mein Bruder hat sein Glück selbst vernichtet, mir bangt, wenn ich an seine Zukunft denke.“

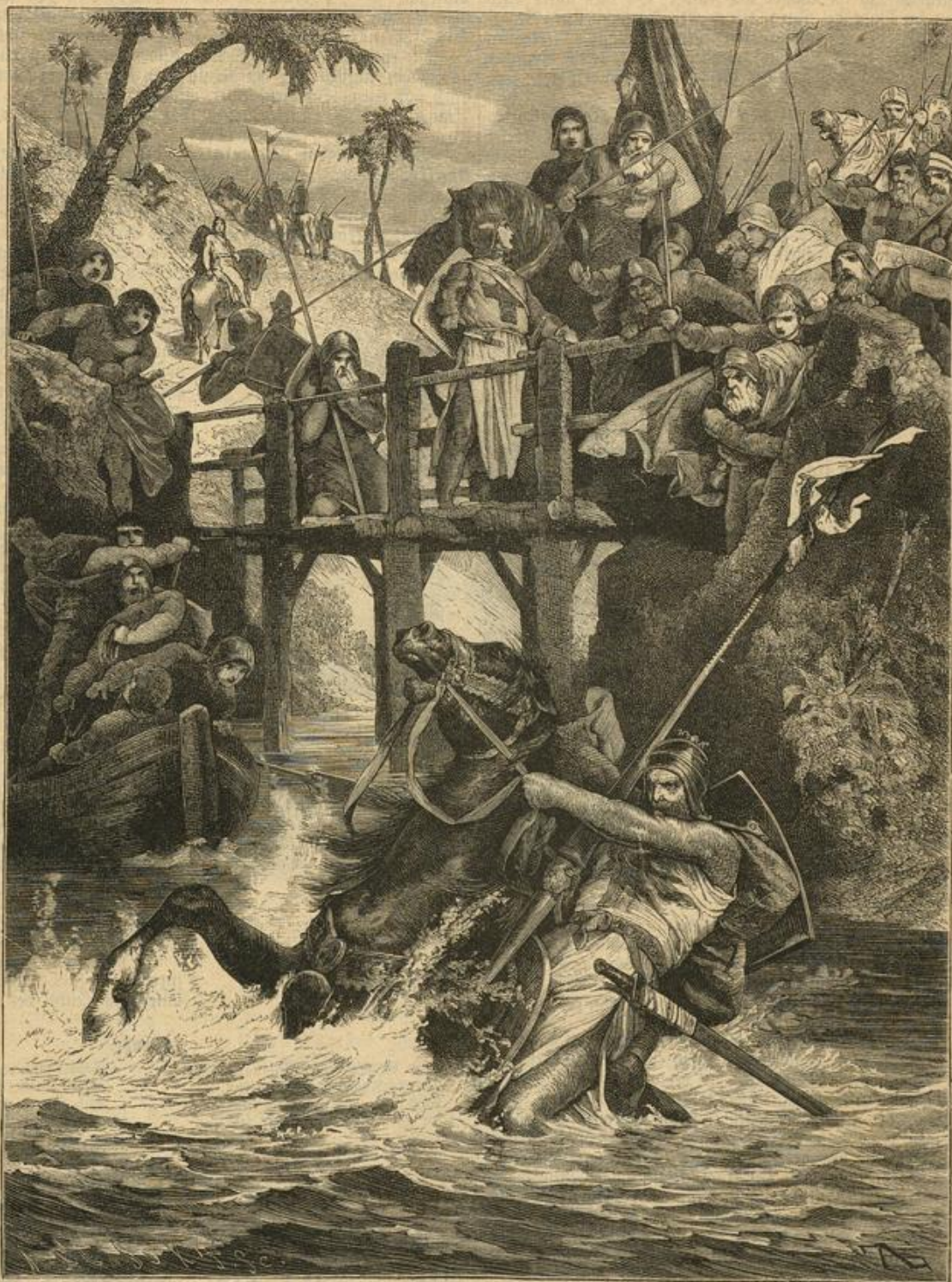
„Mir nicht,“ fiel Gschebach ein. „Ich war heute Morgen bei ihm und fand ihn ganz anders, als ich erwartet hatte. Er überblickt seine Verhältnisse mit vollständig klarem und ruhigem Verstande, er weiß, daß ihm eine Zukunft, für die er früher stolze Pläne gemacht, abgeschnitten ist, allein er hat nicht den Kopf verloren, sondern ist fest entschlossen, sich auf anderem Gebiete eine selbstständige Lebensstellung zu erringen.“

„Auf welchem?“ warf Meta ein.

„Er ist noch nicht einig mit sich, es hängt vom Zufalle oder vom Glück ab — ich bin fest entschlossen, ihm nach Kräften beizustehen, denn ich achte seinen Willen.“

„Ich danke Ihnen,“ sprach Meta mit leiserer Stimme. „Hat er das Verhältniß mit der Schauspielerin, wegen dessen mein Vater ihm am meisten zürnt, abgebrochen?“

„Nein, und ich möchte ihm nimmermehr dazu rathen. Er liebt das Mädchen, und die Liebe verleiht ihm eine Kraft und Festigkeit des Willens, die ich ihm nie zugetraut hätte.“



Friedrich Barbarossa's Ende in den Wellen des Kalysadnus. (S. 56)

„Es ist eine sehr untergeordnete Schauspielerin, sie hat bis jetzt nur Rollen gespielt, die gewöhnlich Statistinnen zuertheilt werden.“

„Meta, fragt die Liebe danach,“ warf Gschebach mit innigem, leise bebendem Tone ein.

„Wissen Sie nicht, daß ihr der Gegenstand, den sie anbietet, in einem ganz anderen Lichte erscheint?“

„Wir standen früher immer auf dem Kriegsfuß, darf ich Ihnen sagen, was ohne weitere Aussprache den Frieden zwischen uns erklärt hat?“

„Halten Sie ein!“ rief Meta und stand unwillkürlich still.

„Nein,“ entgegnete Gschebach und seine Augen leuchteten, seine Wangen glühten. „In jedem Menschenleben gibt es einen Augenblick, in dem ihm das Glück leuchtet, und er ist blind, er frevelt an sich selbst, wenn er denselben aus Zaghaftigkeit unbenuzt vorübergehen läßt! Meta, dies ist der Augenblick für mich — ich will ihn festhalten, lassen Sie mir Ihr Herz Antwort geben auf die einzige Frage; wollen Sie ...!“

In demselben Augenblicke stürzte Gercher aus einem

nahen Gebüsch.

„Fräulein — Fräulein, kommen Sie!“ rief er, scheinbar völlig außer Athem.

„Was ist geschehen?“ rief Meta erschreckt.

„Ihren Vater hat der Schlag gerührt.“

„Allmächtiger Gott!“ schrie Meta auf und drohte umzusinken, Gschebach fing sie mit seinen Armen auf. Sie erholte sich schnell. „Er ist todt!“ rief sie.

„Nein — nein! Er taumelte nur, er sank um, er laßte unverständliche Worte — mich trieb die Angst fort, um Sie zu holen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wannigfaltiges. (Nachdruck verboten.)

Elephanten im Bade bei Agra. (Mit Bild auf Seite 54.) — Die meisten eingeborenen Fürsten und Großen in Ostindien halten sich Elephanten als Lustthiere, zur Benützung bei Jagden, feierlichen Aufzügen u. s. w., die dann gemeinsam in einem großen Hofe mit Stallungen untergebracht werden. Da die Thiere aber gleich allen Dichthäutern sehr das Wasser lieben und namentlich in der tropischen Hitze jener Gegenden nicht des kühlenden Bades entbehren können, so müssen diese Elephanten von ihren Wärtern regelmäßig in größere Teiche, Seen oder in Flüsse zum Baden getrieben werden. Eine solche badende Herde gewährt stets einen höchst originellen Anblick, denn die riesigen Thiere benehmen sich im Wasser wie Kinder, wie dies unser Bild auf S. 54, Elephanten im Bade bei Agra (einer der berühmtesten Städte Ostindiens am rechten Ufer des Dschamna) darstellend, genugsam erkennen läßt. Sie bespringen sich mit ihren Rüsseln, wenden sich, tauchen einander unter, wälzen sich auf dem Rücken, daß der Gisch hoch emporspritzt, und treiben so allerlei Kurzweil.

Friedrich Barbarossa's Ende in den Wellen des Kalykadnus. (Mit Bild auf Seite 55.) — Im Mai 1189 hatte sich der greise Kaiser Friedrich I. von Hohenstaufen (geb. 1122), genannt Barbarossa oder Rothbart, an die Spitze des 15,000 Ritter und 90,000 Mann Fußvolk zählenden Kreuzheeres gestellt, das sich bei Regensburg gesammelt hatte. Nachdem dasselbe in Adrianopel und Umgegend überwintert, wurde im März 1190 der Hellespont überschritten und am 18. Mai Iconium erstimmt. Bei Selenia am Flusse Kalykadnus oder Seles rastete das Heer einige Tage, um am 1. Juni weiterzurücken. Der Zug ging auf einer schmalen Brücke über den Kalykadnus, und als Unordnung einriß und der Zug sich staute, wollte der Kaiser schnell zum Vortrab eilen, den sein Sohn, Herzog Friedrich, führte, und ritt trotz aller Warnungen in den Fluß, um ihn auf dem schwimmenden Kofse zu passieren. Die Strömung war aber so stark, daß sie Kof und Reiter mit sich forttrieb (siehe unser Bild auf S. 55), und der Kaiser angesichts seiner Getreuen ertrank. Das ganze Heer trauerte um den Heldengreis, dessen aus dem Wasser gezogene Leiche in Tyrus beigelegt wurde. Mit dem Tode Barbarossa's war die Seele des Unternehmens gewichen, und die verhängnisvolle Kunde erregte auch in der Heimath die tiefste Trauer, wo der Ruhm Barbarossa's für immer im Gedächtniß des Volks fortlebte.

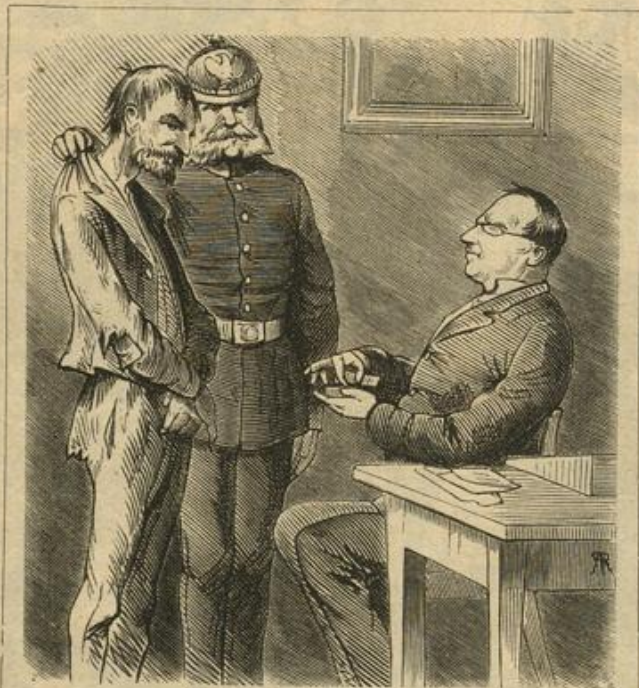
Bewundernswerthes Beispiel der Treue. — Als im Jahre 1746 der Prätendent Karl Eduard Stuart von den Engländern bei Culloden besiegt worden war, irrte er über sechs Monate lang in den Einöden Schottlands umher, überall von seinen Feinden verfolgt, die einen Preis von 180,000 Thaler auf seinen Kopf gesetzt hatten, und doch verrieth kein Schotte den unglücklichen Königssohn. Einst kam er in die Hütte eines armen Mannes, Mac Jan mit Namen, der nicht zu seinen Anhängern gehörte, und bat um dessen Schutz mit den Worten: „Deines Königs Sohn kommt zu Dir, um Brod und Obdach von Dir zu erbitteln.“ Der Schotte reichte ihm die Hand und beherbergte ihn Wochen lang bei sich, trotzdem er mit seiner Familie in der bittersten Armuth lebte, ja er stahl mit Lebensgefahr — denn den Dieb erwartete damals in England ohne Gnade der Galgen — um seinen Gast zu ernähren. Im Frühjahr gelang es dann dem unglücklichen Prinzen, die Einöden von Glangarry unbemerkt von englischen Spionen zu verlassen und auf einem Rapersschiff nach Frankreich zu entkommen. Der folgende Winter war besonders hart, und Mac Jan, der nicht um jenen für ihn unermesslichen Preis von 180,000 Thaler seinen Gast hatte verrathen wollen, kam in so großes Elend, daß er, um seine Familie vor dem Hungertode zu retten, hinging und einem englischen Wächter ein Kalb stahl. Der Unglückliche wurde entdeckt und vom Richter zum Tode verurtheilt. Als man ihn zum Tode führte, zog Mac Jan die Mütze ab, sank auf die Kniee, dankte Gott, daß er in seinem Leben nie Verrath geübt, noch einen Fremdling, der ihn um Gastfreundschaft angesprochen, von seiner Schwelle gewiesen habe, und starb dann festen Muthes. [3.]

Eine Bettlerhochzeit. — Der berühmte Satiriker Jonathan Swift (geb. 1667, gest. 1745) erhielt im Jahre 1713 die Dechantenstelle zu S. Patric in Dublin. Swift machte sich oft das Vergnügen, sich verkleidet unter das gemeine Volk zu mischen, um dessen Sitten und Denkungsart zu studiren. Mit seinem Freunde dem Dr. Sheridan, der gut Geige spielte und deshalb von Swift geführt die Rolle eines blinden Spielmannes übernahm, kam er eines Tages zu einer Bettlerhochzeit. Mit Jubel wurden die Beiden willkommen geheißen, und nach den Klängen der Geige Sheridan's tanzte das Bettlervolk bis an den frühen Morgen, wo die beiden Freunde, mit einem reichen Trinkgelde versehen, heim wanderten. Am anderen Tage eilten Sheridan und Swift an die gewöhnlichen Standorte der Bettler von Profession und siehe, da stand der Eine, der gestern Nacht die lustigsten Lieder gesungen hatte, mit einer Tafel auf der Brust, die anzeigte, daß er taubstumm sei; ein Zweiter, der lustig getanzt hatte, hatte sein Bein in eine Krücke geschnallt; ein Dritter, der gestern noch lebend gewesen, war heute blind. Swift vertheilte unter sie die Münzen, die sie selbst ihm am vergangenen Abend als Trinkgeld gereicht

hatten. Sodann aber hielt er ihnen eine Strafpredigt und ließ alle jene zur Stadt hinausjagen, die nicht wirklich vertrittelt und hilflosbedürftig waren. [3.]

Ein königliches Gedächtniß. — Als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1840 bis 1861) einmal die Stadt Stendal besuchte, nahmen sich ihm die Stadtverordneten mit der Bitte um eine Garnison. Der König bedauerte sehr, diesen Wunsch für jetzt nicht erfüllen zu können. Da fragte der Brauer S. etwas sehr vorlaut: „I, warum denn nicht?“ Der König beachtete dies scheinbar nicht und knüpfte dann mit den einzelnen Herren Gespräche an, so auch mit dem Herrn S. „Was für ein Geschäft betreiben Sie?“ — „Ich bin Brauer, Majestät.“ — „Welche Sorte brauen Sie?“ — „Weißbier und Braumbier, Majestät.“ — „Brauen Sie nicht auch bayrisches Bier?“ — „Nein, Majestät.“ — „I, warum denn nicht?“ — „Es fehlen mir die Einrichtungen dazu.“ — „Sehen Sie, so geht's mir auch mit der Garnison!“ — Nach Jahren passirte der König einen Ort, der etwa anderthalb Stunden von Stendal entfernt ist. Die Schützengilde von Stendal rückte nach dorthin aus und nahm Aufstellung; der König war sehr gnädig, ging die Front ab und blieb vor einem Schützenbruder mit der Frage stehen: „Sind Sie nicht der Brauer S.?“ — „Aufzuwarten, Majestät.“ — „Nun, brauen Sie immer noch kein bayrisches Bier?“ [R.]

Wie man im Mittelalter die Fahrlässigkeit der Aerzte bestrafte. — Der westgothische Kodex, eine Gesetzesammlung, nach welcher in Spanien bis gegen Anfang des 12. Jahrhunderts Recht gesprochen wurde, machte die Aerzte für den unglücklichen Verlauf der von ihnen behandelten Krankheiten verantwortlich. Die beregte Verordnung bestimmte, daß ein Chirurg, der beim Aderlassen einer adeligen Person Schaden zugefügt hatte, eine Geldbuße von hundert Solidos erlegen sollte. Starb aber der Patient, so wurde der Arzt den Familienangehörigen übergeben, die über Leben und Freiheit des unglücklichen Heilfunktlers nach ihrem Belieben schalten konnten. Hatte dagegen ein Leibeigener durch die Behandlung des Chirurgen einen dauernden Nachtheil an seiner Gesundheit erlitten oder war derselbe gar um's Leben gekommen, so mußte der Arzt für den zur Arbeit untauglich gewordenen oder todtten Leibeigener einen Ersatz in der Person eines anderen Sklaven leisten. Alle diese Verfügungen waren ganz danach angehan den Aerzten, namentlich aber den Chirurgen, die Lust an der praktischen Ausübung ihrer Kunst zu benehmen, zumal in jenen Zeiten die Frage, ob der unglückliche Verlauf des Heilprozesses durch die Natur der Krankheit und den Körper des Patienten oder durch die Schuld des Arztes bedingt war, nur sehr selten richtig beantwortet werden konnte. [S. Wm.]



Ein ungerechter Vorwurf. Untersuchungsbrieger: Schon 'mal wieder da, Ströple? Ihr verursacht mir auch mehr Arbeit, als nöthig ist. Gefangener: Bedanken Sie sich bei dem Herrn Gendarm; wenn es nach mir ginge, stände ich nicht hier.

Kurze Rede. — Bald nach seiner Wahl zum Präsidenten der Union machte General Grant eine Reise durch die Staaten und nahm in Providence im Hause des Gouverneurs Burnside Wohnung. Ein Musikcorps begrüßte ihn mit „Hail the Chief“ und eine große Volksmenge drängte sich vor dem Hause. Burnside öffnete das Fenster, Grant trat vor und verbeugte sich schweigend, wie er stets bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegte. Die Menge wollte indessen eine Rede haben, doch Grant schüttelte verneinend den Kopf, bis plötzlich eine Stimme aus der Menge rief: „Nur zwei Worte, General!“ Der Wunsch wurde sofort erfüllt, Grant öffnete den Mund, sprach: „No, Sir!“ (Nein, Herr) und zog sich unter dem Jubel des Volkes zurück. [R.]

Wird es geschrieben Anfangs groß, Ist allerdings es oft nur klein, Wird aber doch in jedem Schloß, In jedem Haus zu finden sein.

Charade. Sobald Du aber klein es schreibst, Dann mahnt es zur Gelassenheit, Daß Du geteilt und ruhig bleibst Und kläglich Maß hältst jedereit. Auflösung folgt in Nr. 15. [F. Möbins.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 15.

Auflösungen von Nr. 13: der Charade: Beche; des Bilder-Räthfels: Eins sieht sich nicht für Alle.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Chr. Wildbrett in Wildbad, Redigirt, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönlein in Stuttgart.

